

Ulrich Leitner

IMPERIUM

Geschichte und Theorie eines politischen Systems

campus

Imperium

Ulrich Leitner, Dr. phil., ist Mitarbeiter der interdisziplinären Forschungsplattform »politik religion kunst. plattform für konflikt- und kommunikationsforschung« der Universität Innsbruck.

© Campus Verlag GmbH

Ulrich Leitner

Imperium

Geschichte und Theorie eines politischen Systems

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit Unterstützung der Abteilung Kultur der Südtiroler Landesregierung, der Abteilung Kultur der Tiroler Landesregierung, des Vizerektorats für Forschung der Universität Innsbruck, des Dekanats der Philosophisch-Historischen Fakultät und der Fakultät für Politikwissenschaft und Soziologie der Universität Innsbruck sowie der Forschungsplattform »politik religion kunst. plattform für konflikt- und kommunikationsforschung« der Universität Innsbruck.

AUTONOME
PROVINZ
BOZEN
SÜDTIROL



PROVINCIA
AUTONOMA
DI BOLZANO
ALTO ADIGE

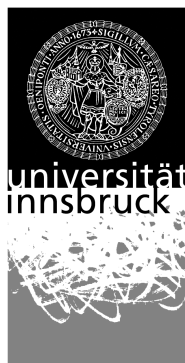
Deutsche Kultur

Unterstützt von



politik religion kunst

plattform für konflikt-
und kommunikationsforschung



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39503-6

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2011 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag, Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieser Titel ist auch als E-Book erhältlich.

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Imperium – Bewältigungsversuch von Epochendaten 7

I. Historisch orientierte Definitionen von *Imperium*

1. Idealtypische und historische Herrschaftsformen 23
 - 1.1 Idealtypus *versus* historische Einzigartigkeit 24
 - 1.2 Der historische Einzelfall – USA 31
 - 1.3 Hegemonie und *Imperium*. 47
 - 1.4 *Formal* und *Informal Empire*. 54
2. Vergleichsstrukturen und imperiale Ordnungsvorstellungen 63
 - 2.1 Das formale *Imperium Romanum*. 64
 - 2.2 Das informelle *Imperium Americanum* 78
 - 2.3 Imperiales Inneres *versus* imperiales Außen. 88
 - 2.4 Imperiale Interaktionen 102
3. Der moderne Begriff *Imperium* 115
 - 3.1 Die Niedergangsmetaphorik. 116
 - 3.2 Das imperiale Bildprogramm 124

II. Systematische Definitionen von *Imperium*

4.	Politologische Basisargumente	131
4.1	Das <i>politische System</i>	132
4.2	Das Verhalten von Staaten	144
4.3	Politischer Wandel und Transformation	152
4.4	<i>Imperium</i> als idealtypische Mächtehierarchie	158
5.	(Alt-)Historische Basisargumente	163
5.1	<i>Staat</i> , Bürokratie und <i>Imperium</i>	164
5.2	Was ist imperial am <i>Imperium Romanum</i> ?	174
5.3	Die formale und die ritualisierte Ordnung	192
5.4	<i>Imperium</i> als wechselseitiges Macht Netzwerk	203

III. Eine operationalisierbare Definition von *Imperium*

6.	Der Idealtyp eines imperialen politischen Systems	211
6.1	Die imperiale Ordnungsstruktur	212
6.2	Die imperiale Herrschaftsstruktur	218
6.3	Die imperiale Legitimation.	227
6.4	Die imperialen Prozesse	237

Imperium – Ein Elitenprojekt. 249

Dank. 261

Literatur 262

Abbildungsverzeichnis. 285

Personenregister. 289

Sachregister 293

Imperium – Bewältigungsversuch von Epochendaten

Begriffliche Beliebigkeit

Nach einschneidenden globalen Ereignissen, nach *Epochendaten*, versuchen Analysen zur internationalen Politik durch Weltordnungskonzepte eine neue Ordnung zu schaffen. Sie richten sich grundlegend danach, wie viele *Machtpole* im globalen System ausgemacht werden können. Demzufolge herrschte im 19. Jahrhundert ein Konzert der fünf führenden europäischen Mächte vor, das kurz vor dem Ersten Weltkrieg zerbrach. Die Zwischenkriegszeit war geprägt durch ein *multipolares* System, in dem die Mächte aber wenig Kooperationsbereitschaft zeigten; das multipolare System wurde seinerseits durch das Erstarken des nationalsozialistischen Deutschland aufgehoben. Ende des Zweiten Weltkrieges kristallisierte sich dann das *bipolare* Mächteverhältnis des Kalten Krieges heraus, das durch eine *balance of power* zwischen den USA und der Sowjetunion in der Waage gehalten wurde (Höll 2003: 11 f.; Kohler 2005: 167 ff.). Die Wende im Jahre 1989 und die Attentate vom 11. September 2001 sind jene zwei Ereignisse der Folgezeit, die durch ihre tiefgreifende globale Wirkung nach einer neuen Weltordnung riefen. Politische Eliten, Medien und die wissenschaftliche Öffentlichkeit suchten gemeinsam nach Mustern, Modellen, Rastern und historischen Beispielen, durch welche sich die Weltordnung nach 1989 und den Anschlägen auf das *World Trade Center* 2001 erklären ließe, wobei beide Epochendaten die Diskussion um ein *unipolares* Weltordnungsmodell hervorriefen. Dabei wurde das Konzept einer *imperialen* Weltordnung zunehmend zum Angelpunkt des wissenschaftlichen und öffentlichen Interesses, was sich in beiden Fällen in einer regen Auseinandersetzung mit dem Begriff *Imperium* niederschlug.

Nach 1989: Ein Historiker/-innen-Kolleg der Stuttgarter *Breuninger Stiftung* nahm Anfang der 1990er Jahre die Ereignisse rund um den Fall des Eisernen Vorhanges zum Anlass eines dreitägigen Symposiums mit dem Thema »Ablösungen aus Imperien«. Die Ergebnisse sind schriftlich in einem Protokoll niedergelegt, das einerseits die Beiträge enthält – die über das *Imperium Romanum* bis zur Sowjetunion reichen – und andererseits die Diskussionen, in denen historische Vergleiche angestrebt wurden. Gerade das Protokoll der Diskussionen macht diese spezielle Auseinandersetzung mit dem Phänomen *Imperium* insofern interessant, als es ein exemplarisches Dokument des frühen Versuchs darstellt, eine abgerundete Definition dieses historischen Schlüsselbegriffes zu liefern. Stellvertretend dafür steht die folgende Aussage eines Teilnehmers: »Das ›Imperium‹ kann politisch, wirtschaftlich oder kulturell definiert sein; es kann auf Handelsstützpunkte konzentriert sein oder eine territoriale Einheit bilden; es kann eine ideologische Grundlage haben – muß aber nicht. Ich bringe das alles noch nicht so recht in den Regalen unter.« (Thomas Höllmann in der Diskussion zu Meier 1992: 29)

Wissenschaftlicher Beirat und Referent am Symposium war auch Jürgen Osterhammel, der sich angesichts der Unschärfe des Analysekriteriums *Imperium*, durch welches die politischen Ereignisse nach 1989 mit historischen Vergleichen beleuchtet werden sollten, um eine Klärung des Imperiumsbegriffes bemühte (Diskussionsbeitrag zu Martin 1992: 33–35). Osterhammel definierte ein Imperium durch eine aus acht Kriterien bestehende Strukturtypologie, die – mit Osterhammels Folgestudien (1995; 1995a; 2002a), in denen er sein Modell präzisierete – nach wie vor sowohl in althistorischen wie politologischen Fachkreisen als Bezugspunkt verwendet wird (Sommer 2001; Münkler 2005). Nach Osterhammel weist ein Imperium demnach folgende Charakteristika auf:

- Es handelt sich *erstens* um einen Herrschaftsverband mit einer klaren Zentrum-Peripherie-Struktur;
- wobei *zweitens* die Interaktionen zwischen Zentrum und Peripherie dichter sind als jene zwischen den Peripherien untereinander;
- die Regierung der Peripherien funktioniert *drittens* über Institutionen unterschiedlichen Typs;
- die herrschende Gruppe ist *viertens* kulturell und ethnisch distinkt;
- in einem Imperium existiert *fünftens* keine gesamtimperiale Wertegemeinschaft;

- es prägt *sechstens* ein kulturelles Zwei-Ebenen-System: Vom Zentrum strahlt ein gesamtimperiales Weltdeutungsmuster aus, während in den Peripherien sogenannte *little traditions* unbehelligt weiterexistieren;
- ein Imperium weist *siebtens* keine fixe Grenze (*border*) auf, sondern eine bewegliche Siedlungs- und Eroberungsgrenze (*frontier*), die Grenzmanagement erfordert;
- und es entsteht *achtens* nicht durch Zusammenschluss, sondern durch Besitzergreifung, aus der Angehörige des Zentrums ein Okkupationsrecht ableiten.

Bereits bei dieser Tagung bäugte der Althistoriker Jochen Martin den Versuch, das *Imperium Romanum* allzu euphorisch als Schablone eines paradigmatischen Imperiums zu verwenden – durch welche Prognosen für die aktuelle europäische Tagespolitik abgeleitet werden könnten –, kritisch, wenn er festhielt:

»Das Römische Reich bietet ein Modell einer universalen Einheit und gleichzeitig größtmöglicher Individualität der einzelnen Teile. Nun kann man das Römische Reich nicht in die Gegenwart übertragen; aber was uns heute als Europa der Zukunft vorgesetzt wird, ist im Grunde die Übertragung des Nationalstaates auf eine übernationale Ebene. Das sind Auspizien, die mir nur Angst machen können.« (Martin 1992: 51)

Diese Äußerung gibt Aufschluss über den negativen Beigeschmack, der die Vorstellung einer imperialen Weltordnung in den Debatten der 1990er Jahre nach dem sogenannten *Fall* der Sowjetunion begleitet. Alexander Demandt hat die Sowjetunion gar als das letzte *Weltreich* bezeichnet, wenn er den von ihm herausgegebenen Sammelband zum *Ende der Weltreiche* mit folgenden Worten beschließt: »Die Kolosse auf tönernen Füßen sind gefallen, vom Winde verweht wie die Spreu auf der Sommertenne.« (Demandt 1997: 232 f.) Er erinnert damit an die viel zitierte Bibelstelle, in der Daniel (2, 31–35) den Traum von den vier Weltreichen und dem Gottesreich des Königs Nebukadnezar erzählt, die eine zentrale Rolle für die Konzeption der Weltgeschichte als Abfolge von Imperien, gipfelnd im *Imperium Romanum* und dessen Fortleben im Heiligen Römischen Reich des Mittelalters und der Neuzeit, spielte (Mazohl 2005):

»Du, o König, hattest ein Gesicht und schautest eine gewaltige Bildsäule. Jene Bildsäule war überaus groß, ihr Glanz ganz außergewöhnlich. Sie stand vor dir. Ihr Aussehen war furchterregend. An diesem Bild war der Kopf von lauterem Golde, seine Brust und seine Arme aus Silber, sein Bauch und seine Hüften aus Erz; seine Schen-

kel waren aus Eisen, seine Füße teils aus Eisen, teils aus Ton. Du schautest hin, bis sich ein Stein ohne Zutun von Menschenhand loslöste, die eisernen und tönernen Füße traf und sie zermalmte. Da zerstoben im Nu das Eisen, der Ton, das Erz, das Silber und das Gold. Sie wurden wie Spreu auf den sommerlichen Tennen; der Wind trug sie fort, und keine Spur fand sich mehr von ihnen. Der Stein aber, der die Bildsäule getroffen hatte, ward zu einem großen Berg und erfüllte die ganze Erde.« (Hamp/Stenzel/Kürzinger 1998: 1006)

Demandts Sammelband ist nur ein Beispiel der zahlreichen historischen und politikwissenschaftlichen Studien, die in den 1990er Jahren entstanden sind und den *Niedergang* oder *Untergang* von historischen und politischen Gebilden beleuchten, die als *Imperien* ohne genauere Begriffsbestimmung bezeichnet werden. Sie reichen von historischen Beiträgen zum *Untergang* Trojas bis zur Auflösung der Sowjetunion (Altrichter/Neuhaus 1996) oder betrachten Fallbeispiele unter dem Gesichtspunkt des *imperialen Zerfalls* aus politikwissenschaftlicher Sicht (Bakka 1995). Beiden Fachbereichen, den Geschichtswissenschaften und den Politikwissenschaften, ist die begriffliche Beliebigkeit gemeinsam, mit der sie den Begriff *Imperium* verwenden. Stefan Breuer bringt die Konsequenzen dieses Missstandes auf den Punkt, indem er die Verwendung des Imperiumsbegriffes in den historischen Disziplinen folgendermaßen kritisiert:

»In der historischen Literatur wird der Begriff ›Imperium‹ gewöhnlich in sehr unspezifischem Sinne gebraucht. So spricht man vom Imperium Romanum und vom British Empire, aber auch von den Reichen der Zulus und der Hunnen, von Gebilden also, deren einzige Gemeinsamkeit darin besteht, daß es einer politischen Gemeinschaft oder einer Dynastie gelungen ist, ihren Herrschaftsbereich über ihr ursprüngliches Territorium hinaus auszudehnen. [...] ein solcher Sprachgebrauch [...] führt dazu], daß dem Begriff des Imperiums jeglicher historischer Inhalt genommen wird.« (Breuer 1988: 35)

Nach 2001: Mit den terroristischen Attentaten islamistischer Extremisten auf die USA am 11. September 2001 hat auch die letzte global agierende Macht, die USA, ihre verletzte Seite gezeigt. Wieder ist der imperiale Ordnungsgedanke Antwort auf ein Epochendatum und das *Imperium Romanum* der wiederentdeckte Bezugspunkt. Vertreter/-innen amerikanischer Politik versuchten nach 9/11 die politische Dringlichkeit ihres Handelns einer zutiefst erschütterten *Weltöffentlichkeit* mit imperialen Weltordnungsvorstellungen plausibel zu erklären. Sie sprachen aber von den Aufgaben der amerikanischen *leadership* in der westlichen *civilization*, nicht explizit von den Aufgaben eines Imperiums, wie der Politologe Bradley A. Thayer bemängelte:

»They almost never use the ›E word‹. It is as if they had never heard the word ›empire‹.« (Thayer 2007: 4)

Von den negativen Konnotationen imperialer Herrschaft und transnationaler Ordnungen, wie sie die Imperiumsdebatte nach 1989 noch prägten, war bald nichts mehr zu spüren. Sie wurden durch die Vorstellung eines *benevolent empire* (Kagan 1998), also die Vorstellung eines wohlwollenden amerikanischen Imperialismus, verdrängt. Das unipolare Weltordnungsmodell hatte somit wieder Hochkonjunktur, indem die USA als *Weltpolizist* gefeiert wurden, der nicht nur über die Möglichkeiten *imperialer* Machtausübung verfüge, sondern auch gewillt sei, seine Macht global einzusetzen. Michael Mann, dessen große Studie zur *Geschichte der Macht* in der neu entfachten Imperiumsdebatte häufige Rezeption fand, sprach von »lächerlichen historischen Vergleichen« und entgegnete diesen Deutungsversuchen der politischen Großwetterlage mit ironischem Unterton: »Es hat sich noch nicht herumgesprochen: das Zeitalter der Imperien ist endgültig vorbei.« (Mann 2003a: 54) Als ebenso ironische Antwort der Gegenseite lässt sich Niall Ferguson zitieren, den Stanley Hoffmann (2004: 45) als den »großen Bewunderer des britischen Imperialismus« betitelte. »Officially«, so lautet seine Antwort auf die selbst gestellte Frage, ob Imperien bereits das Zeitliche gesegnet haben (Ferguson 2006: 46).

Diese beiden Beispiele lassen sich als die einander entgegengesetzten Pole verstehen, zwischen denen der heiße Kampf um die universalhistorische Deutung der politischen Großwetterlage unter dem Gesichtspunkt eines *Imperium Americanum* geführt wurde. Sowohl im deutschsprachigen als auch im angloamerikanischen Raum entstanden Analysen zum Konzept eines *Imperium Americanum*, einer *Pax Americana* oder, bezogen auf die Europäische Union (EU), gar einer *Pax Europeana*. Im Zuge dieser international geführten Debatte sind zahlreiche Studien mit stark komparativer Ausrichtung erschienen.

Stellvertretend für die deutschsprachige Debatte sind die Analysen des Politologen Herfried Münkler (2005), des Historikers Peter Bender (2004) sowie die neueren Studien von Jürgen Osterhammel (2001; 2002; 2002a; 2005; 2006; 2009) zu nennen. Im angelsächsischen Raum machte vor allem Ferguson (2004) mit seinen provokativen Thesen von sich reden. Aus der amerikanischen Debatte sticht das weitgespannte Essay des in Harvard lehrenden Zeithistorikers Charles Maier (2006a) heraus. Als Beispiele der zahlreichen publizistischen Auseinandersetzungen mit dem Thema seien das Buch *Lob des Imperiums* des Publizisten Ralph Bollmann (2006) einerseits

und eine Ausgabe des *Le Monde diplomatique* (3/2008) mit dem Titel *USA. Das vermessene Imperium* andererseits genannt. In politologischen Fachzeitschriften wurde ebenfalls eine weitverzweigte Debatte geführt, wobei vor allem die dort erschienenen *Review Essays* zu erwähnen sind, die durch das Aufzeigen von prägnanten Argumentationsmustern der Debatte in Kombination mit eigenen weiterführenden Gedanken eine Metaebene einnehmen (Gray 2003; Urquhart 2003; Ikenberry 2004; Judt 2004; Hillen 2005; Gray 2006; Hoffmann 2006). Daneben sind eine Reihe von Einschätzungen der Imperiumsdebatte sowie Aufsatzsammlungen entstanden, die Einblick in die verschiedenen Argumentationslinien bieten (Bacevich 2003a; Speck/Sznajder 2003; Jaberg/Schlotter 2005; Ikenberry 2006; Mooers 2006; Sand-schneider 2007; Rilling 2007; 2008; 2008a; Nolte 2008; Leitner 2010; 2011; 2011a; 2012).

Als Quintessenz der kritischen Auseinandersetzungen mit der modernen Imperiumsdebatte kann hervorgehoben werden, dass »eine Auseinandersetzung um Begriffe zugleich ein Kampf um die Deutung der Realität und damit ›Politik‹ ist [...]. Es sind Konstruktionen darüber, wie die Welt aussieht oder aussehen sollte«, wie Sabine Jaberg und Peter Schlotter (2005a: 8) festhalten. Viele Beiträge prangern die Verwendung des Imperiumsbegriffes aus eben diesem Grund an, verfolgen jedoch die Deutung der Realität durch die Konstruktion selbst nicht oder haben vielmehr – ganz im Gegenteil – die Debatte noch weiter angeheizt. Das zeigen die folgenden Beispiele:

Stephen Peter Rosen (2003: 83) beispielsweise spricht zwar selbst von einem amerikanischen *Empire* auf Probe, warnt aber gleichzeitig, dass Vorrherrschaft und Hegemonie nicht dasselbe meinen wie *Empire*. Eine leichtfertige Gleichsetzung führe lediglich dazu, dass *Empire* zu einem unbestimmten Begriff und einem nutzlosen Konzept werde. Ulrich Beck (2003: 219) mahnt, bevor er selbst ein europäisches Imperium heraufbeschwört, dass wir in einem Zeitalter der falschen Begriffe leben, die zur Quelle einer falschen Politik werden. Und Joseph Nye (2003: 159) kritisiert zunächst die Anwendung des Imperiumsbegriffes auf die amerikanische Politik, wenn er feststellt, dass einige Stimmen behaupten, er stünde nur für eine Metapher, um der Diskussion insgesamt durch seine Definition von *hard power* und *soft power* dann jedoch wieder neue Impulse zu geben. Michael Hardt und Antonio Negri (2002: 29) wiederum haben in ihrem zum Klassiker gewordenen Buch *Empire* verheißungsvoll erklärt, von einer Abgrenzung dessen, was ihr *Empire* nicht ist, absehen zu wollen, weil die Konsequenzen einer solchen Art der Definition anarchisch seien. Die Signifikanz der Macht allerdings meide ein

Vakuum; ihr *Empire* sei daher auf positivem Wege zu bestimmen. Aus diesem Vorhaben wurde aber auch keine Analyse imperialer Strukturen, Prozesse und Funktionen, sondern ein »großangelegter geschichtsphilosophischer Essay«, wie es Alex Demirović (2004: 235) auf den Punkt bringt.

Herfried Münklers universale Expertise schließlich will die *Logik der Weltherrschaft* festmachen, und zwar *vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*. Er bedient sich dazu einer universal angelegten Vergleichsgeschichte, um die neue Weltordnung und Amerikas Stellung in derselben zu analysieren. Mit seiner »empirisch gehaltvollen Vergewisserung dessen, was wir aus der Geschichte früherer Weltreichsbildungen lernen können« (Münkler 2005: 13), will er nach den Handlungslogiken imperialer Macht Ausschau halten. Dabei übt auch er Kritik an der Verwendung des Imperiums begriffes, indem er feststellt, dass die Politikwissenschaft versäumt habe, ihn definitiv zu umreißen und exemplarisch auszufüllen; sie habe ihn vielmehr der Beliebigkeit des publizistischen Alltagsbetriebes überlassen. Sein eigener Antrieb, die USA mit dem *Imperium Romanum* zu vergleichen, sei dagegen die *neue*, »kritische Überprüfung einer Parallele, die im Selbstbewusstsein und Selbstverständnis der amerikanischen politischen Elite von jeher einen zentralen Platz eingenommen hat« (ebd.: 14; 2005b). Münklers Grundmotivation kristallisiert sich jedoch gegen Ende des Werkes recht deutlich als Warnung an Europa heraus, sich des imperialen Ordnungsmodells zu bedienen, wenn es nicht scheitern oder zum peripheren Rand des imperialen Projektes der USA werden will.

Fehlendes *Tertium Comparationis*

Soll der Begriff *Imperium* als analytischer Begriff der historischen und politologischen Terminologie dienen, muss er mit historischem Inhalt gefüllt werden. Es ist dabei naheliegend, das römische Imperium als Referenzmodell eines imperialen Systems zu verwenden. *Imperium* wird bekanntlich vom lateinischen Machtbegriff *imperium* abgeleitet. Er bezeichnete ursprünglich die höchste Amtsgewalt römischer Magistrate und grenzte diese gegenüber den niederen Magistraten mit *potestas* ab. Erst später trat der Begriff für die römische Macht nach außen auf (Nippel 1993: 63). In der römischen Kaiserzeit wird der Begriff zum Sinnbild römischer Macht und auf den gesamten Herrschaftsbereich (*imperium populi Romani*) übertragen. Im Kai-

ser kumulierten seit Augustus, dem ersten *princeps*, und rechtlich abgesichert seit der *lex de imperio Vespasiani* (69 n. Chr.) das *imperium proconsulare maius* und die *tribunicia potestas*. Damit vereinen sich die militärische Macht über die Legionen in den Grenzprovinzen, die politische Macht eines Volkstribuns und die religiöse Überhöhung eines *pontifex maximus*. Dass allerdings das *Imperium Romanum* als Paradebeispiel für einen als *Imperium* verstandenen Herrschaftsbereich zum *common sense* wurde, hat mehr mit seiner literarischen Selbstdarstellung und ihrer breiten Rezeption in der Antike – herauf über die mittelalterlichen Reiche, den Humanismus und Klassizismus – bis in die Gegenwart zu tun (Bichler 2006). Was die Imperiumsdebatte aus der historiografischen und literarischen Überlieferung verbunden mit einer sogenannten *imperialen Idee* macht, zeigt die folgende Einschätzung von Jeddiah Purdy, die Einblick in die Vorstellung von Rom als Macht imperialen Charakters gibt:

»The Roman Empire ruled not by terror but by extending the system of Roman law and, by degrees, the privilege and discipline of Roman citizenship across its vast tracts. What law did not accomplish, culture did: Roman fashions and especially the Latin language spread throughout the Western empire. Roman citizens might have a local language and local loyalties, but they were also members, by law and culture, of a universal imperium. They shared in a commerce that knitted together all the Roman regions. The empire's authority began in the sword, but it settled in the mind, the tongue, and even the soul. This made it an ideal of order and power long after its government had disintegrated.« (Purdy 2002: 104)

Purdys Einschätzung darf als Paradebeispiel für die allgemein vorausgesetzte Vorstellung über den römischen Machteinfluss gelten, die als Vergleichsbasis zur Analyse moderner politischer Systeme unter dem Aspekt des *Imperiums* herangezogen wird. Eine vergleichende Analyse, in der das *Imperium Romanum* als Idealtypus einer imperialen Macht eingesetzt wird, sollte aber vielmehr zunächst mithilfe von Kriterien feststellen, was ein *Imperium* als politisches System ausmacht, um mit diesen Kriterien im Sinne eines dritten Bezugspunktes an das Vergleichsobjekt USA heranzugehen und aufzuzeigen, wo es Ähnlichkeiten und wo es Unterschiede zur römischen Geschichte gibt. Die Beiträge der modernen Imperiumsdebatte wollen zwar durch die Untersuchung von verschiedenen Fallbeispielen zu allgemein anerkannten Kriterien kommen, die allen imperialen Strukturen gemein sind, führen diese Kriterien aber nicht zu einem abstrakten *tertium comparationis* zusammen. Bisher hat noch keine Analyse eine Definition des Imperiumsbegriffes her-

vorgebracht, die für einen historischen Vergleich politischer Systeme fruchtbar genutzt werden könnte.

So wichtig der historische Vergleich für die Imperiumsdebatte auch ist, er wird methodisch wie inhaltlich nachlässig behandelt und basiert vorwiegend auf Verabsolutierungen und vorschnellen Verallgemeinerungen historischer Sachverhalte. Der Imperiumsbegriff wird zudem mit suggestiven Konnotationen belastet. Besonders auffällig wird dies vor allem in kürzeren Abhandlungen bei impliziten Verweisen auf die römische Geschichte. Eine Argumentation, die lediglich auf das *Imperium Romanum* verweist und mit landläufigen Assoziationen zur römischen Geschichte argumentiert, kann kaum den Anspruch eines fundierten Vergleichs erheben. Die Vergleichsstrukturen werden aber auch in den meisten Monografien nicht eindeutiger, die historischen Sachverhalten größeren Platz einräumen.

Werden die Informationen aus den einzelnen Beiträgen herausgefiltert, zeigt sich eine undifferenzierte Argumentationsstruktur, die hinsichtlich des historischen Vergleiches zur römischen Geschichte von einigen dominanten Grundmustern geprägt ist, welche auf einer organologischen Deutung der römischen Geschichte basieren.

Aus althistorischer Sicht hat Edward Gibbon ein solches Geschichtsbild in seiner klassischen Darstellung *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* vertreten – nach wie vor eine der am häufigsten rezipierten und zitierten Studien zum römischen Imperium. Gibbon hatte bei einem Rombesuch im Jahre 1764 »die Ewigkeit gesucht und die Vergänglichkeit gefunden« (Demandt 1997a: 28). Von diesem Erlebnis lebt Gibbons Darstellung der römischen Geschichte, wie die folgende Aussage demonstriert: »Der Aufstieg einer Stadt«, so schreibt Gibbon über Rom, »die zu einem großen Reich anschwellt, mag es, als einzigartiges Wunder, verdienen, daß ein Philosoph darüber nachsinnt. Der Niedergang Roms aber war die natürliche und unvermeidliche Folge unmäßiger Größe. Im Aufschwung war der Ursprung des Verfalls schon enthalten.« (Gibbon 1970 [1781]: 34) Mit ihrer ausgeprägten Aufstiegs- und Verfallsmetaphorik schließen die Beiträge der modernen Imperiumsdebatte an das Geschichtsdenken Edward Gibbons an, was zwei schwerwiegende Folgen nach sich zieht:

Ignorieren wissenschaftlichen Fortschritts: Die Verwendung des Gibbonschen Geschichtsbildes zur Deutung der Gegenwart schreibt der modernen Geschichtswissenschaft jeden Erkenntnisgewinn seit Gibbon ab und ignoriert den wissenschaftlichen Fortschritt. Friedrich Nietzsche hat in seiner Abhandlung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* dem Publi-

kum unmissverständlich vorgehalten, »daß wir Alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden und mindestens erkennen sollten, daß wir daran leiden« (Nietzsche 1990 [1874]: 156). Johann Gustav Droysen wird in seiner *Historik* zum organologischen Fortschrittsdenken noch deutlicher: »Die wirkliche Geschichte verläuft eben nicht so in Stadien und Abschlüssen, die Ruhe und Beruhigung geben, sondern als rastlose Kontinuität immer neuen Ringens, immer neuer Katastrophen.« (Droysen 1974 [1937]: 298) Damit bringt er zum Ausdruck, dass die Darstellung von Geschichte immer auch mit der Wahrnehmung des Darstellenden zu tun hat, mit dem, »was der Erzähler darlegen will« (ebd.: 284).

Die meisten Beiträge der Imperiumsdebatte ignorieren die neuesten Forschungsergebnisse zur römischen Geschichte, weil sie mithilfe des historischen Vergleichs etwas Bestimmtes darlegen wollen. Wird aber mithilfe der Analyse historischer Sachverhalte ein Vergleich angestrebt, gilt es mit dem tief sinnigen Wort Géza Alföldys, »bewußt im Strom der fortschreitenden Forschung zu stehen« (Alföldy 1986 [1983]: 35). Eine Analyse sollte diesen Strom kennen, darf aber nicht in ihm stehen bleiben, wenn sie einen Wink in eine zukünftige Richtung geben will.

Bezug zum organologischen Modell: Die Bezugnahme zu Gibbons Geschichtsbild hat Auswirkungen auf den historischen Vergleich zwischen den USA und dem *Imperium Romanum*. Durch die Assoziation des Imperiumsbegriffes mit suggestiven Konnotationen eines organologischen Modells bleibt die Anwendung des imperialen Denkmusters auf die amerikanische politische Situation nicht ohne Einfluss. Dimitri Simes schreibt zu den unterschwellig Konnotationen des Imperiumsbegriffes: »Still, they reflect more a reluctance to associate American foreign policy with negative imperial stereotypes than a reasoned appreciation of how earlier empires emerged and functioned.« (Simes 2003: 91) Der Endpunkt, der sogenannte *Niedergang* des römischen Imperiums, bildet den wichtigsten Ansatzpunkt des historischen Vergleiches. Die meisten Beiträge der Imperiumsdebatte messen daher alle ihnen bekannten historischen Sachverhalte, seien es Einzelereignisse, Persönlichkeiten oder ganze Entwicklungsstränge, an diesem Angelpunkt und werfen nur ein kurzes Schlaglicht auf die römische Geschichte, das mehrere Jahrhunderte und zu viele Ereignisse in einem großen Entwurf subsumiert. Diese Sichtweise kennt nur eine Entwicklung, eine zyklische, und sucht den Ursprung für das Ende dieses Zyklus in einem Kanon von Verfallsgründen, wobei aber *ein* Verfallsgrund als der entscheidende angesehen wird. Die moderne Imperiumsdebatte sucht diesen entscheidenden Ver-

fallsgrund in einem zivilisatorischen Diskurs: Die *zivilisierten Römer* fallen im Kampf gegen *unzivilisierte Barbaren*. Der Imperiums begriff wird somit an feste Denkkategorien gebunden – zweifelsohne die Folge einer undifferenzierten Sichtweise historischer Sachverhalte. Begünstigt wird dieser Prozess durch die weitmaschigen Definitionen eines Imperiums. Als Paradebeispiel kann Sir Ernest Barker zitiert werden; er schreibt in einem Artikel der *Encyclopaedia Britannica* über das *British Empire*: »[A]n aspiration rather than a reality, a thought rather than a fact, a common culture and not a common government.« (Barker 1962: 410)

Die Idee einer imperialen Weltordnung ist dadurch nicht weit von den Denkmustern entfernt, die den *Niedergang* großer Kollektive vorhergesagt haben und ihre Hypothesen auf wackeliger historischer Basis zu rechtfertigen suchten. Spenglers kulturphilosophische Abhandlung vom *Untergang des Abendlandes*, ein wie auch immer gearteter *Clash of Civilizations* in der Manier eines Samuel Huntington sowie die These Francis Fukuyamas vom *Ende der Geschichte* dienen den Beiträgen nicht selten als Bezugspunkt. Zu Spenglers Umgang mit historischen Sachverhalten kann die Kritik Ernst Kornemanns herangezogen werden, der schreibt: »Wäre Spengler ein durchgebildeter Historiker, so wäre er in seiner Zielsetzung bescheidener gewesen, oder, besser gesagt, er hätte dieses Buch überhaupt nicht schreiben können, das mit dem Untergrund aller historischen Forschung und Darstellung, dem Tatsachenmaterial, in geradezu unerhörter Weise umspringt.« (Kornemann 1970 [1922]: 201) Diese kritischen Worte gelten auch für zahlreiche moderne Versuche, eine *big history* in Form von großen Kulturkreisstheorien zu verfassen, als deren Hauptschwäche Edward W. Said ihre essentialistische Auffassung von *Kultur* entlarvt hat:

»Sowohl Francis Fukuyamas These vom *Ende der Geschichte* als auch Samuel P. Huntingtons *Kampf der Kulturen* liegt ein großer Irrtum zugrunde: Beide verstehen die Kulturgeschichte als klar umgrenztes Feld, als zeitliche Abfolge von Anfang, mittlerer Phase und Ende. Tatsächlich aber gleicht das kulturell-politische Feld viel eher einer Arena, in der sich die Kämpfe um Identität, Selbstdefinition und Zukunftsvisionen abspielen. In Anbetracht der flüchtigen, ständigen Veränderungen unterliegenden Kulturen erweisen sich die genannten Theoretiker als Fundamentalisten. Denn sie versuchen, starre Grenzen und Regeln zu verordnen, wo es in Wirklichkeit keine geben kann.« (Said 2008: 15)

Zusammenfassend: Der historischen wie politologischen Imperiumsdebatte fehlen sowohl das konzeptionelle Grundgerüst als auch konsequent durchgeführte empirische Untersuchungen an alt- und zeithistorischen Fallbeispielen.

len – zentrale Voraussetzung dafür, dass der Begriff des *Imperiums* als analytische Kategorie in beiden Wissenschaften fungieren könnte. Gerade die Analyse der in der Imperiumsdebatte angenommenen historischen Vergleichsstruktur zwischen den USA und der römischen Geschichte – das Aufzeigen der Schwächen solcher Analogieschlüsse, aber auch der Möglichkeiten der modernen Imperiumsdebatte – kann als Grundlage dienen, von der ausgehend gewinnbringende Überlegungen angestellt werden können: Welche Assoziationen, Geschichtsbilder und politischen Vorstellungswelten prägt die Verwendung des Imperiumsbegriffes, und wie beeinflussen diese die Deutung der politischen Realität? Können aus der Imperiumsdebatte, wie sie in beiden Disziplinen geführt wird, Kriterien abgeleitet und in einem Modell zusammengeführt werden, das als Analyseinstrument bei der Untersuchung von politischen Systemen hinsichtlich ihrer imperialen Charakteristik Anwendung finden kann?

Aufbau der Analyse

Die vorliegende Analyse ist stark interdisziplinär ausgerichtet und mit ihren zentralen Fragestellungen vor allem in den wissenschaftlichen Feldern der internationalen Politik und insbesondere der römischen Geschichte angesiedelt. Die Untersuchung erfolgt anhand von drei Analyseschritten:

Im ersten Teil zu den *historisch orientierten Definitionen von Imperium* wird die politologische wie historische Imperiumsdebatte der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts hinsichtlich der in den Darstellungen implizierten Vergleichsstruktur zwischen den USA und dem *Imperium Romanum* analysiert. In der internationalen Forschungsliteratur wird sowohl in der Politologie als auch von historischer Seite explizit bemängelt, dass die äußerst lebendige Imperiumsdebatte bisher noch in keiner einschlägigen Analyse auf den historischen Vergleich hin untersucht worden ist, auf den sie letztlich aufbaut. Daher wird hier versucht, eine systematische Einschätzung dieses der modernen Imperiumsdebatte zugrundeliegenden historischen Vergleichs vorzunehmen, indem die Charakteristiken der Vergleichsstruktur anhand von prominenten Beispielen besprochen werden.

Der zweite Teil widmet sich den *systematischen Definitionen von Imperium* sowohl in den Politikwissenschaften als auch in der (Alten) Geschichte. Die politologische Literatur zur amerikanischen Vorherrschaft nach 9/11, die we-

nig Sorgfalt im Umgang mit historischen Sachverhalten zeigt, wie auch die (alt-)historischen Studien, die sozialwissenschaftliche Schlüsselbegriffe ohne exakte Konzeption verwenden, können von einer stärkeren Reflexion zum Imperiumsbegriff profitieren. Daher wird in Teil zwei versucht, aus beiden Fachbereichen jene Basisargumente zu filtern, die zur Charakterisierung eines imperialen politischen Systems von Bedeutung sind, um im Anschluss eine Zusammenschau dieser Basisargumente vorzunehmen.

Im dritten Teil werden auf der Basis der im ersten Teil aus der Analyse der Imperiumsdebatte gewonnenen Kriterien sowie der im zweiten Teil gewonnenen Basisargumente schließlich Schlussfolgerungen für *eine operationalisierbare Definition von Imperium* gezogen und ein idealtypisches Modell eines imperialen politischen Systems erarbeitet. Ziel ist es dabei nicht, zu einer abgeschlossenen Definition von *Imperium an sich* zu gelangen, sondern vielmehr, die politologische und historische Debatte auf einer breiteren theoretischen Ebene zu verankern. Es wird hier also nicht im platonischen Sinne von einem »unverrottbaren Prototyp des Imperiums« ausgegangen, der *in realiter* existiert und den man lediglich zu suchen brauche, um an ihm real vorkommende Ereignisse messen zu können (Stubbe da Luz 2008: 61). Vielmehr handelt es sich bei dem hier erarbeiteten theoretischen Modell – mit dem Begriff des französischen Philosophen Michel de Certeau gesprochen – um eine *theoretische Fiktion*. Eine solche »erzählt eine Sache, um über diese wieder etwas anderes zu sagen, sie zeichnet sich in eine Sprache ein, von der sie unbegrenzt Sinneffekte bezieht, die sich weder umschreiben, noch kontrollieren lassen«. Von dieser Sichtweise aus bricht die theoretische Fiktion eine wissenschaftliche Regel: »Sie ist jene Hexe, die das Wissen ständig klassifikatorisch fixieren und so aus seinen Laboratorien austreiben möchte. Hier ist sie nicht länger vom Zeichen des Falschen, des Unwirklichen oder des Artefakts geprägt. Sie bezeichnet eine semantische Verwirrung. Sie bildet die Sirene, gegen die sich der Historiker schützen muß, so wie der an den Mast gefesselte Odysseus.« Trotzdem schreibt sich die theoretische Fiktion in die historische Arbeit als ein Diskurs ein, »der das Reale in eine Form bringt, nicht aber vorgibt, es zu repräsentieren, noch es sich anzurechnen« (de Certeau 1997 [1987]: 62 f.).

Die hier vorgeschlagene *theoretische Fiktion* wird gewonnen, indem die semantischen Linien des Begriffes *Imperium* aus der Imperiumsdebatte und den historischen wie politikwissenschaftlichen Basisargumenten destilliert werden. Der Sprache des modernen Diskurses um das Phänomen des *Imperiums* werden dabei unentwegt Sinneffekte entzogen und mit den semanti-

schen Linien schließlich in einer kritisch kontrollierten Systematik eines idealtypischen Imperiums zusammengeführt. Diese Systematik ist als heuristisches Instrumentarium gedacht, das die empirisch historische Forschung leiten und das auch für komparative Studien nutzbar gemacht werden kann; sie gibt aber nicht vor, das *Imperium an sich* zu repräsentieren.

Die derart aus der Verbindung der semantischen Bezüge des Begriffes *Imperium* der politologischen und historischen Debatte erarbeitete Systematik ermöglicht es, die auf *großen* Theorien basierende politikwissenschaftliche Forschung zur Analyse staatlichen Verhaltens im Makrokosmos der internationalen Beziehungen und die empirisch-historische Analyse von Fallbeispielen im Mikrokosmos gesellschaftlicher Einheiten zu verbinden. Gerade im Verhältnis der Beziehung der Makro- und der Mikroebene des Politischen zueinander scheint ein Analysekriterium der Kategorie *Imperium* in komparativer Hinsicht zu liegen. So betonte etwa Samuel Eisenstadt (1968: 41), dass imperiale Autorität in vormoderner Zeit eine spezielle Mischung der Weberschen Vorstellung einer charismatischen, traditionellen und legal-rationalen Herrschaft aufweise. Moderne Imperien hingegen seien als politische Systeme zu verstehen, in welchen eine politische Gemeinschaft oder eine Nation ihre Herrschaft über andere zumeist territorial verstreute politische Einheiten ausübe, und zwar ohne sie in ein Netzwerk gemeinsamer Symbole und Identität einzubinden. Moderne Imperien werden somit in ihrer Wirkungsweise auf die international-systemische Ebene beschränkt, während antiken Imperien ein komplexes herrschaftliches Netzwerk organisatorischer Einheiten im Inneren zugeschrieben wird.

Um diese Dichotomie zu überwinden, verbindet die hier vorgeschlagene *theoretische Fiktion* im Sinne einer operationalen Umsetzung die politologischen und (alt-)historischen Erklärungsansätze imperialer Macht. Dabei werden die Beziehungen zwischen der systemischen Ebene und den Prozessen des imperialen Innenlebens hervorgehoben. Das so gewonnene Ergebnis zielt darauf ab, als heuristisches Instrument zur gezielteren Untersuchung politischer Systeme hinsichtlich ihrer imperialen Charakteristik Verwendung zu finden. Da abstrakte Konstrukte ihren Nutzen als analytisches Instrumentarium aber nur in Anwendung auf historische Quellen begründen können, versteht sich das hier entworfene Modell als *Idealtypus*, sprich ein theoretisches Instrument, dessen analytische Kraft erst durch seine Anwendung an alt- und zeithistorischen Fallbeispielen bewiesen werden muss.

I. Historisch orientierte Definitionen von
Imperium

1. Idealtypische und historische Herrschaftsformen

Die auf die Anschläge 2001 folgende Debatte zur amerikanischen Überlegenheit schied die Geister und verschärfte die beiden klassischen Positionen internationaler Politik: Einerseits argumentieren neorealistic Denker/-innen, die USA sollen ihre Machtressourcen, also vor allem militärische und wirtschaftliche Macht, die Joseph Nye *hard power* nennt, aber auch ihre kulturelle und politische Macht (*soft power*) nutzen, um eine imperiale Weltordnung auszugestalten, die eigene Sicherheit zu wahren und auszubauen und das demokratische Grundprinzip in die Welt zu tragen. Andererseits benutzen neoidealistic und neoliberale Denker/-innen die Begriffe *Imperium* und *imperial*, um die amerikanische Außenpolitik mit einem negativ behafteten *Imperialismus* in Verbindung zu bringen. Die Welt könne nicht im amerikanischen Alleingang regiert werden, sondern bestehe aus einem weit verzweigten und komplizierten Netzwerk verschiedenster Beziehungen staatlicher und nichtstaatlicher Akteure. Für sie stehen nicht die harten machtpolitischen Fakten im Vordergrund der internationalen Politikanalyse, sondern die Kooperationspotenziale und die gemeinsamen Interessen.

Trotz dieser Widersprüche stimmen die Argumentationen beider Lager darin überein, dass ein modernes Imperium nicht mit dem modernen Staatsbegriff – also über die Kategorien Staatsgewalt, Staatsvolk, Staatsterritorium – gefasst werden könne, sondern als eine Herrschaftsform verstanden werden müsse, die als *Organismus* funktioniere, und neben einer politischen *Einheit* vor allem als *Phase eines Staatenbildungsprozesses* zu sehen sei. Ein *Imperium* bestehe folglich sowohl aus imperialen Strukturen als auch aus imperialen Prozessen. Allerdings lieferte bisher keine Seite eine brauchbare Definition eines Imperiums, seiner Strukturen und Prozesse. Vielmehr zeigt die Debatte einen nachlässigen Umgang mit dem Begriff *Imperium* und verwischt seinen Sinninhalt mit dem des *Hegemonie*-Konzeptes, indem zwischen *formaler* und *informeller* imperialer Macht unterschieden wird.

In diesem Abschnitt wird zunächst (1.1) auf die unterschiedlichen Herangehensweisen historischer und politologischer Analysen an die Erforschung politischer Fallbeispiele eingegangen und aufgezeigt, worin das vielfach attestierte *schwierige Verhältnis* zwischen beiden Wissenschaften begründet liegt. Anschließend wird (1.2) in die politologische Imperiumsdebatte eingeführt, indem die Grundmaximen der beiden prominentesten Theorien der Internationalen Beziehungen – die Theorie des politischen Neorealismus und des politischen Neoidealismus bzw. Neoliberalismus – beschrieben und deren Argumentationslinien innerhalb der Debatte um das propagierte *Imperium Americanum* aufgezeigt werden. In einem nächsten Schritt werden (1.3) die in der Debatte am häufigsten gebrauchten Konzepte von Herrschaftsformationen – nämlich jenes des Imperiums und jenes der Hegemonie – genauer unter die Lupe genommen und deren signifikantesten Unterschiede und am meisten betonten Gemeinsamkeiten herausgearbeitet. Abschließend wird schließlich (1.4) aufgezeigt, wie durch die Unterscheidung zwischen *formal* und *informal empire* der Imperiumsbegriff mit den Bedingungen kompatibel gemacht wird, die im gegenwärtigen internationalen System herrschen.

1.1 Idealtypus *versus* historische Einzigartigkeit

Politik- und Geschichtswissenschaften – ein schwieriges Verhältnis?

Das politische Denken lässt sich auf zwei Idealtypen reduzieren: den *politischen Realismus* und den *politischen Idealismus*. Während sich ersterer auf die Fakten, die nüchterne Frage *Was ist?* konzentriert, fragt der zweite utopisch: *Was soll sein?* Jede individuelle Theorie des politologischen Fachbereiches *Internationale Beziehungen* näherte sich dem einen oder anderen dieser Idealtypen mehr oder minder stark an, sodass immer der eine deutlicher als der andere erkennbar sei, so stellt John Herz (1959: 32) fest. Diese Idealtypen bringen eine Antithese zum Ausdruck zwischen der Vorstellung einer auf Werte und einer auf die bloße Natur reduzierten Welt, die auf den Gegensatz zwischen *purpose* und *fact* hinauslaufe, wie Edward Hallett Carr (2001 [1939]: 20) zusammenfasst. In seiner historischen Studie *The Twenty Years' Crisis 1919–1939*, in der Carr bereits die Grundmaximen des realistischen Theorie-

ansatzes vorwegnahm, sprach er deshalb auch von einer Scheidung zwischen *Realismus* und *Utopianismus*.

Die moderne Imperiumsdebatte betrachtet die internationale Politik weithin als »unipolar politics in action«, wie es Barry Buzan (2004: 35) auf den Punkt bringt. *Polarität* als theoretische Grundvoraussetzung zur Beschreibung globaler politischer Belange setzt *realistische* Maximen zum Verständnis internationaler Politik voraus. Das heißt, dass sich die Analysen dem Phänomen *Imperium* in Befürwortung, Ablehnung oder Weiterentwicklung des realistischen Blickwinkels auf das globale System nähern, indem sie sich zwischen folgenden beiden Argumentationsmustern bewegen:

- Der *Realismus* sieht das imperialistische Streben einer Macht grundsätzlich als ein globales Phänomen, das in die realistische Theorie internationaler Politik dann eingebaut werden kann, wenn vorausgesetzt wird, dass Imperien stets dieselbe Strukturform annehmen. Daher existiert aus realistischer Sicht kein Unterschied im Verhalten antiker und moderner Imperien. Vielmehr wird für beide angenommen, dass sie ihr Territorium innerhalb eines breiteren anarchischen Systems vergrößern, während ihre Machtentfaltung aber an die Gesetze der *balance of power* gebunden ist (Buzan/Jones/Little 1993: 91 f.).
- Die Analysen von *idealistischer* Seite legen dagegen ihr Hauptaugenmerk auf Wertvorstellungen und Normen, die eine ideelle Struktur bilden, und entwerfen dadurch ein Bild der internationalen Beziehungen, in dem wert- und normorientiert handelnde Akteure mit dieser ideellen Struktur in einem prägenden Wechselverhältnis stehen (Rittberger/Zangl 2003: 43 ff.). Aus diesem Blickwinkel besteht die politische Welt aus vielen verschiedenen miteinander kommunizierenden Machtsträngen, in der kein Platz ist für einen imperialen Gewaltmonopolisten.

Die klassischen Positionen der beiden Idealtypen *Realismus* und *Idealismus* haben sich vielschichtig verzweigt und weiterentwickelt. Während in der gegenwärtigen Theoriedebatte das realistische Weltbild großteils die beiden neorealistischen Theoriezweige – der sogenannte *offensive* und *defensive* Neorealismus – prägen (Waltz 1979; Mearsheimer 2001), stehen diesen vor allem neoliberale Theorieansätze – auch neoliberaler Institutionalismus genannt – in der Form des Interdependenzansatzes und der funktionalen Regimetheorie gegenüber (Keohane/Nye 1977; Keohane 2005 [1984]; 1989). Daneben haben seit Alexander Wendts (2008 [1999]) prominent gewordenem Angriff auf die realistische Sicht internationaler Politik – mit dem provokativ formu-

lierten Ausruf *Anarchy is what states make of it* – vor allem konstruktivistische Analysen Einzug in die Theorien der Internationalen Beziehungen gehalten. Die Beiträge der Imperiumsdebatte von neoliberaler oder konstruktivistischer Seite entwerfen Gegenargumente zum neorealistischen Ansatz oder versuchen diesen weiterzudenken. Beide Seiten bemühen sich aber nicht um eine detaillierte Einschätzung der von ihnen zur Untermauerung ihrer Theorien verwendeten (antiken) imperialen Fallbeispiele durch eine gediegene Auseinandersetzung mit (alt-)historischen Studien.

Ein ganz ähnliches Bild zeigt sich in den Geschichtswissenschaften. (Alt-)Historische Analysen verwenden zwar sozialwissenschaftliche Begriffe wie *politisches System* und sprechen von politischen *Strukturen*, *Prozessen* und *Funktionen*, nutzen aber kaum das Erklärungspotenzial politologischer Theorieansätze. Daraus ergibt sich der Eindruck, als präge die politologische und (alt-)historische Forschung ein *schwieriges Verhältnis* (Cox/Dunne/Booth 2001; Eckstein 2006), ja sogar eine unüberwindbare Kluft, die Nye folgendermaßen zusammenfasst: »History is the study of events that have happened only once; political science is the effort to generalize about them.« (Nye 1989: 3)

Die theoretischen Konstrukte der Politologie sehen – im klaren Unterschied zu den Ansätzen der historischen Disziplinen – ihren Zweck nicht darin, einzelne Prozesse so vollständig wie möglich zu erklären; sie wollen vielmehr die Analyse einer vergleichbaren Klasse von Ereignissen in Hinblick auf eine kleine Zahl von zentralen Variablen ermöglichen (Haftendorn 1990). Daher nehmen sie Generalisierungen vor und bilden daraus *Idealtypen*. Diese hat Max Weber (1951 [1904]) als ein theoretisches Instrument beschrieben, das der wissenschaftlichen Hypothesenbildung die Richtung weist. Ein Idealtyp bildet demnach nicht die historische Wirklichkeit ab, kann ihr aber eindeutige Ausdrucksmittel verleihen. In der historischen Realität sind die idealtypischen Konstruktionen der Politologie also nirgends zu finden; sie stellen vielmehr einen utopischen Zustand dar, der bestimmten Elementen der historischen Wirklichkeit durch eine theoretische Überzeichnung besondere Bedeutung zumisst.

Beide Wissenschaften, die Geschichtswissenschaften und die Politologie, können von einer Zusammenarbeit profitieren, denn gerade dann, wenn ein Idealtypus formuliert ist, setzt die historische Arbeit an, die laut Weber darin liege, »in jedem einzelnen Falle festzustellen, wie nahe oder wie fern die Wirklichkeit jenem Idealbilde steht« (ebd.: 191). Die politologische Systemanalyse kann demnach mit den Erkenntnissen aus der Untersuchung histo-

rischer Prozesse an Fallbeispielen verbunden werden. Einer solchen Verbindung ermangelt es derzeit aber weithin, obwohl sich politologische wie (alt-)historische Analysen sehr wohl des Zugewinns bewusst sind, welchen eine verstärkte Zusammenarbeit mit sich bringen würde. Gerade auf dem Forschungsfeld *Imperium* kommen gegenseitige Defizite zum Vorschein.

Herfried Münkler (2006) etwa erklärt, sein Hauptinteresse am Forschungsthema *Imperium* sei keine möglichst dichte Untersuchung der einzelnen Imperien; es gehe ihm vielmehr um die sogenannte *Logik der Welt-herrschaft*. Die Betonung der Einzigartigkeit jedes einzelnen Falles hält er für einen typischen Historikereinwand, der immer die Besonderheit der jeweiligen Epoche herauszustellen versuche. Er fügt aber hinzu, dass eine engere Kooperation zwischen den Politikwissenschaften zumindest zur Zeitgeschichte von Nöten sei. Auf der Seite der historischen Wissenschaften kann Arthur Eckstein, ein Experte auf dem Gebiet des römischen Imperialismus zur Zeit der Republik, zitiert werden. Er hat seine Untersuchungen zur römischen Machtentfaltung eng an die politologische Systemanalyse angelehnt und stellt für die althistorische Forschung fest:

»The failure of communication between political scientists and modern historians of Rome is unfortunate, for Realist concepts of state interaction have much to contribute to our understanding of the emergence of Roman hegemony first in Italy and then in the Mediterranean. Episodes of revolutionary change always lend themselves to controversy; but our understanding of them can be significantly deepened by studying them in a theoretically informed manner.« (Eckstein 2006: 7)

Um das sogenannte *schwierige Verhältnis* zwischen der politikwissenschaftlichen und historischen Forschung überwinden zu können, ist es zunächst nötig, den Nutzen einer engeren Zusammenarbeit zu erkennen. Daneben scheint es aber genauso notwendig, die Grenzen theoretischer Herangehensweisen einzusehen. In der Politologie wird kein Hehl aus den Problemen gemacht, die eine theoretische Herangehensweise an historische Ereignisse mit sich bringt. Bereits Hans Morgenthau – der neben Carr als Vater der realistischen Theorie gilt – hat in seinem Klassiker *Politics Among Nations* vor vereinfachten Modellen gewarnt, wenn er schreibt: »Die wichtigste nicht zu vergessende Erkenntnis für jeden, der sich mit internationaler Politik befaßt, ist, daß die Vielfalt des internationalen Geschehens einfache Lösungen und verlässliche Vorhersagen nicht zuläßt.« (Morgenthau 1963 [1948]: 65) Sämtliche klassische Theorieansätze erheben aus dieser Erkenntnis heraus auch nicht den Anspruch, dass ihre Theorie kongruent mit der Wirklichkeit sei oder ein Modell sie repräsentieren könne (Waltz 1979). Sie verstehen ihre

Modelle vielmehr als »extreme set of conditions«, wie etwa Keohane und Nye (1977: 23) ihren Idealtypus *komplexer Interdependenz* nennen.

Carr (2001 [1939]: 2 ff.) wiederum weist in seiner Studie zur Zwischenkriegszeit darauf hin, dass bei der Erforschung von historisch-politischen Kontexten stets zwischen der *analysis* – dem Sammeln und Ordnen von Wissen – und dem *purpose* – dem Zusprechen von Bedeutung – zu trennen sei. Die Erforschung globaler politischer Belange benötigt beides, die idealtypischen Modellbildungen und die historisch-empirische Forschung, was eine Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaften impliziert. Die theoretischen Überlegungen, die vielfach auf historischen Analogieschlüssen basieren, beeinflussen die Vorstellungswelt, die wir von der historisch-politischen Wirklichkeit haben, in der wir leben. Nye hat diese Erkenntnis einprägsam auf den Punkt gebracht, wenn er schreibt: »Theories and historical analogies are not just academic; they color our view of the world.« (Nye 1990: 21) Vor diesem Hintergrund erweist sich eine Kooperation zwischen den historischen Wissenschaften und der Politologie als umso notwendiger.

Drei Ebenen des Politischen

Theoretische Konstrukte und historische Analogien prägen die analytische Sichtweise. Dies zeigt sich besonders deutlich an der Wahl der Analyseebene. Kenneth Waltz (2001 [1954]) legte in *Man, the State, and War* den Grundstein zur Unterscheidung zwischen drei Ebenen, die bei der Analyse eines politischen Systems eine Rolle spielen. Er sprach von der Akteurs-, der Staats- und der Systemebene, die er als Bilder (*images*) bezeichnete. Ihn selbst interessierten als realistischen Denker die zwischenstaatlichen Aktionen und somit die Systemebene am meisten, wenn er sich die Frage stellte, wie Kriege entstehen und am besten verhindert werden können. Er trennte zudem zwischen der Sichtweise der *Pessimisten* und der *Optimisten* und kam zu folgenden Ergebnissen:

Beschaffenheit der menschlichen Natur: Aus dem Blickwinkel des ersten Bildes entstehen Kriege aus drei Gründen: Egoismus, fehlgeleitete aggressive Impulse oder schlichte Dummheit. Wenn dies stimmt, so Waltz' Annahme, dann muss der psychische Apparat genauer unter die Lupe genommen werden, um Veränderungen in der moralisch-intellektuellen Anschauung oder dem psychisch-sozialen Verhalten der Menschen herbeizuführen. Während Optimisten glauben, hierüber zu einem friedlichen Zusammenleben finden

zu können, stellt diese Ansicht für Pessimisten wie Hans Morgenthau und Reinhold Niebuhr einen utopischen Traum dar. Beide Seiten haben zwar die Wichtigkeit der Ursachenforschung von Konflikten erkannt, wie sie auch ihre Analysen auf einige wenige menschliche Charakterzüge fokussiert haben; sie haben allerdings gleichzeitig die Grenzen der Brauchbarkeit des *first image* für die analytische Arbeit aufgezeigt, so Waltz. Um Aussagen treffen zu können, wie durch die Beschaffenheit der menschlichen Natur ein friedliches Miteinander möglich ist, wird die Analyse des politischen Kontextes vorausgesetzt, in dem Menschen leben.

Innerstaatliche Interessen: Das zweite Bild beschreibt die interne Organisation von Staaten als Schlüsselement bei der Analyse von Krieg und Frieden. Zwei zentrale Fragen tun sich in der Beschäftigung mit einem sozio-ökonomischen System auf: »What makes it run at all? What makes it run smoothly?« (Ebd.: 86) Drei Variablen spielen hier eine wichtige Rolle: Individuen, die Gesellschaft und der Staat. Das Argument, dass die Lösung innerstaatlicher Defekte zu Frieden führen kann, setze einen *guten* Staat voraus. Karl Marx hat einen solchen über seine Wirtschaftsverhältnisse definiert, Immanuel Kant über abstrakte Prinzipien, Woodrow Wilson über nationale Selbstbestimmtheit und moderne demokratische Organisationsformen. Diese liberalen Denker glaubten, dass nur dann Frieden – im Sinne eines *perpetual peace* – herrschen könne, wenn alle Staaten nach ihrer Vorstellung umstrukturiert werden. Sie gehen also davon aus, dass Innenpolitik reflexartig Außenpolitik beeinflusst. Waltz stellte fest, dass liberale Ansätze, die externe Verhaltensweisen von Staaten durch interne Defekte erklären wollen, danach fragen müssen, wie viel organisierte Gewalt benötigt wird, um eine friedliche Welt zu erschaffen. Damit finden sie sich in der Argumentation einer Weltregierung, einer *balance of power*-Theorie oder aber purer Hoffnungslosigkeit wieder. Dies zeige nach Waltz die Grenzen der Analyse der internationalen Beziehungen durch das *second image* auf.

Zwischenstaatliche Interaktionen: Waltz entwirft das dritte Bild unter dem Schlagwort der internationalen *Anarchie*, in der keine automatische Harmonie herrscht. Kriege und Gewalt sind das Ergebnis der anarchischen Struktur. Staaten müssen Macht einsetzen, um ihre Ziele zu erreichen. Und weil jeder Staat jederzeit Macht einsetzen kann, müssen alle ständig bereit sein, dagegen zu agieren, wie Waltz darstellt:

»Each state pursues its own interests, however defined, in ways it judges best. Force is a means of achieving the external ends of states because there exists no consistent, reliable process of reconciling the conflicts of interest that inevitably arise among si-

milar units in a condition of anarchy. A foreign policy based on this image of international relations is neither moral nor immoral, but embodies merely a reasoned response to the world about us.« (Ebd.: 238)

Zusammenfassend: Politologische Studien arbeiten mit historischen Analogieschlüssen, die historischen wiederum verwenden eine sozialwissenschaftliche Begrifflichkeit, ohne aber aufeinander näheren Bezug zu nehmen, was gerade in der modernen Imperiumsdebatte besonders deutlich wird. Um die politologischen Argumentationen und die historischen Vergleiche hierin verstehen zu können, ist es zunächst notwendig, die Grundmaximen der beiden einflussreichsten Theorien der internationalen Beziehungen – des Realismus und des Idealismus – kennen zu lernen, die in ihrer weiterentwickelten Form nach wie vor den Blickwinkel der Analysen zur politischen Großwetterlage entscheidend beeinflussen. Beide legen ihr Hauptaugenmerk auf unterschiedliche Ebenen des Politischen. Während die realistischen Studien auf der internationalen Systemebene angesiedelt sind, legen die idealistischen ihren Fokus auf das Verhalten von Individuen und innerstaatliche Verhältnisse sowie ihren Bezug zur globalen Politik. Die Darstellung der jeweiligen Argumentationen in der modernen Imperiumsdebatte und ihre Bezugnahme zu historischen Ereignissen werden im Folgenden skizziert. Diese Übersicht soll mit einem Zitat von Carr eingeleitet werden, das darauf hindeutet, dass weder die realistische noch die idealistische Seite die politische Wirklichkeit darstellen, sondern beide lediglich Interpretationsvorschläge liefern und sich dabei nicht gegenseitig ausschließen:

»The political process does not consist, as the realist believes, purely in a succession of phenomena governed by mechanical laws of causation; nor does it consist, as the utopian believes, purely in the application to practice of certain theoretical truths evolved out of their inner consciousness by wise and far-seeing people. Political science must be based on a recognition of the interdependence of theory and practice, which can be attained only through a combination of utopia and reality.« (Carr 2001 [1939]: 13)